

BRAUTBRIEFE, ZETTELCHEN, E-MAILS UND SMS

Eva L. Wyss

Liebesbriefe sind im 20. Jahrhundert vieles: Brautbriefe oder Zettelchen, Berichte aus dem Alltag von Schülern, aber auch Soldatenbriefe, E-Mail-Korrespondenzen im Internet, Flirtbotschaften als Mail oder SMS. Sprachgeschichte als eine Geschichte des Kommunizierens, eine Geschichte der Texte beschreibt Veränderung oder Erneuerung. Sogar das vermeintlich vertraute 20. Jahrhundert, meist wahrgenommen als das Jahrhundert der Gegenwartssprache, zeigt sich in der historischen Perspektive und mit Blick auf die Texte in einem neuen Licht und in einer Vielfalt, die über das Bekannte und Vertraute hinausgeht.

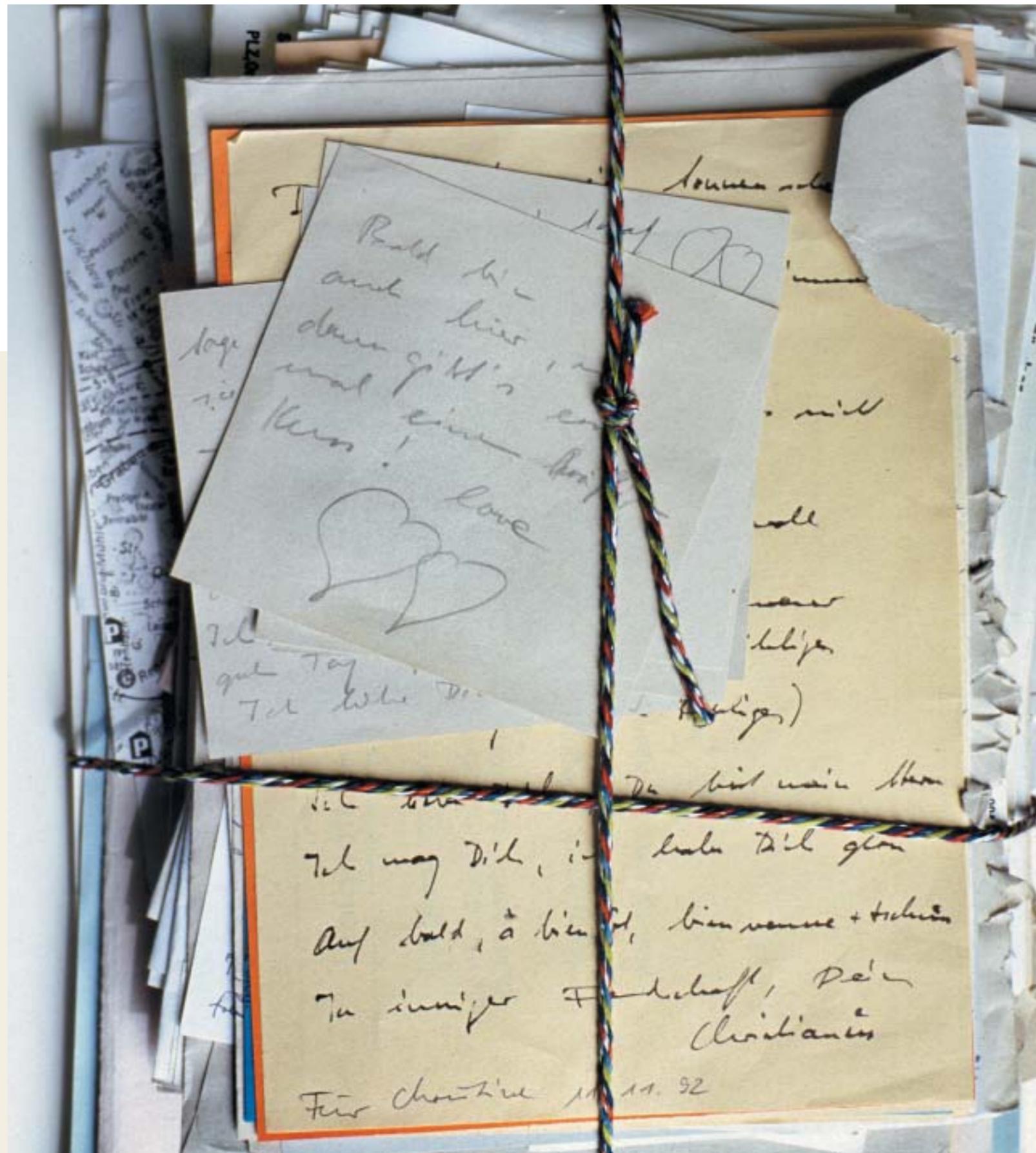
Liebesbrief als Teil der alltäglichen Korrespondenz

Der Liebesbrief ist im 20. Jahrhundert längst nicht mehr eine literarische Textsorte wie er es noch im Mittelalter war; er ist auch nicht mehr eine Textsorte der Literaten, Geistlichen und der Adligen. Liebesbriefe werden in verschiedenen Milieus, von Frauen und Männern, von Kindern und Erwachsenen in den verschiedensten Situationen des Lebens zum adäquaten Kommunikationsmittel. Nur für die Person, die ihn schreibt, wie auch für die Person, die ihn erhält, ist der Liebesbrief von großer Bedeutung. Der Liebesbrief ist nämlich immer ein einmaliger Text, weil er in einer individuell-biografisch einmaligen Situation geschrieben wird. Allerdings steht dieser Einmaligkeit die unumgängliche Wiederholung gegenüber. Der Liebesbrief ist ein Zitat, Worte sowie Wendungen wiederholen sich, Liebeschwüre und Kosenamen tauchen immer wieder

auf, ganze Textpassagen gleichen sich. Der Liebesbrief scheitert damit vor dem zeitgenössischen Diktum der Originalität und der Authentizität. Die Wiederholungen sind unausweichlich – die Sprache der Liebe scheint ein Gefängnis. Wie gehen die Liebesbriefschreiber mit dieser Situation um? Zeitgenössische Liebesbriefe sind noch kaum in Archiven greifbar, da sie meist noch im Besitz der Empfänger sind. Für die Untersuchung des gegenwärtigen Liebesbriefs habe ich eine Briefsammlung zusammengestellt, die ich das Zürcher Liebesbriefarchiv (ZLA) nenne. Dieses Archiv versammelt mittlerweile über 6000 Briefe. Die Texte stammen aus verschiedenen Zeiten, von Männern und Frauen unterschiedlichster Herkunft nach Status und Region.

Der prototypische Liebesbrief

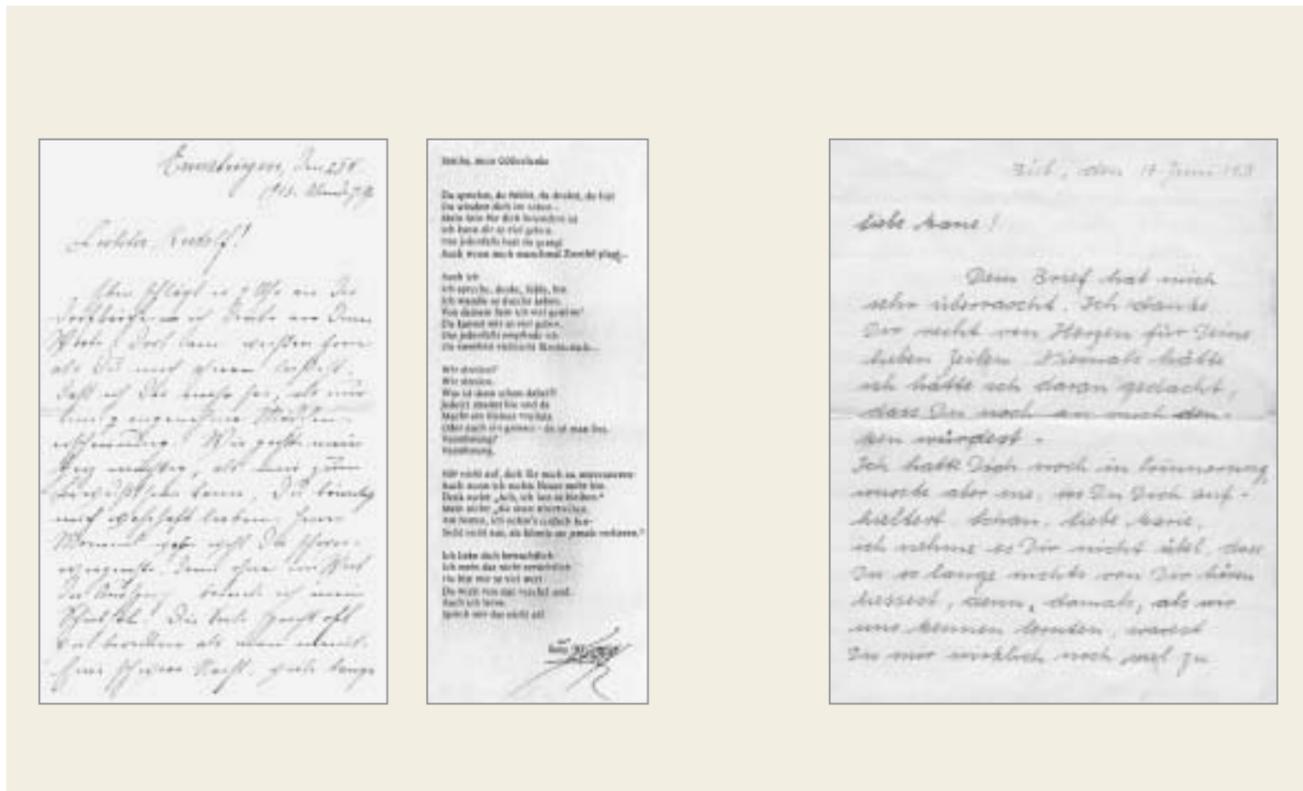
Der prototypische Liebesbrief ist der handschriftliche Brief. Noch zu Beginn des letzten Jahrhunderts sind Briefe rein verbale Texte, die von Hand geschrieben werden. Man schreibt den Text durchgehend, ohne Gliederung in Abschnitte. Er wird schön und – wenn nötig – ins Reine geschrieben. Die Handschriften sind zu Beginn des Jahrhunderts wenig individuell. Man schreibt bis in die 50er-Jahre in gleichmäßigen Buchstaben, in geraden Linien, mit angemessenem Abstand vom Blattrand, auf möglichst wertvollem Papier. Diese vielfältig symbolisierte Anstrengung ist nicht nur Ausdruck der Sorgfalt, sondern gleichzeitig auch Metapher für die Ernsthaftigkeit und Tiefe der Gefühle. Sehnsucht und Begehren sind das Motiv, einen Liebesbrief zu schreiben.



Im Brief kommt es zu einer schriftlich konstruierten Annäherung. Sie beginnt in der Anrede mit lieblichen Ausdrücken, vielleicht verwendet man einen Kosenamen: Meine innigst geliebteste Bertha! (1902), Mein liebes, liebes Muckelchen (1904), Lisel, Lisel, lieber Tiger (1930), Liebster meines Herzens! (1944), Mein allerliebstes Lenchen! (1954), Hallo Wuschel (1981), Hi girl (1983). Für Männer sind die erotischen, liebevollen Kosenamen erst seit den 70er-Jahren in der Briefanrede oder als Unterschrift zu beobachten. Im Text geht das Kosen über in schriftliches Schmeicheln, ähnlich verbalen Annäherungsversuchen. Dies geschieht mit Komplimenten, mit Fragen, mit der Bitte um eine Liebesgabe, um eine Fotografie, um ein Strumpfband noch zu Beginn des Jahrhunderts.

In einem Brief schafft man einen gemeinsamen Erlebnisraum, um durch eine verbale Inszenierung eine Intimität auf Distanz herzustellen. Ein Großgrundbesitzer aus Norddeutschland formuliert es so: „Vom Bahnhof aus ging ich direkt in den Wald, von den Eltern hatte ich mich schon verabschiedet. Im Walde konnten nun meine Gedanken so ganz ausschliesslich bei Dir sein. Ich suchte die Wege auf, die wir so oft zusammen gegangen waren und so viele glückliche Stunden verlebt haben. Es war ein wunderbarer Abend. Wie eine mächtige grosse Kirche kam es mir vor als ich unter das hohe Laubdach eintrat. Kleine Vögelchen flogen noch unruhig hin und her um sich ein sicheres ruhiges Plätzchen für ihre Nachtruhe zu suchen, ein kleines kurzes Liedchen hörte man im dichten Grün noch singen, dann war alles still, nur das eigenartige brummen, welches aus dem Getriebe der Stadt herüber kam wirkte noch störend auf den eigentümlichen einsamen Wanderer, den sich die Vorübergehenden nachsinnend ansahen.“ (ZLA 4297, 1904)

Das Zusammengehen der Fantasie des Schreibers mit der im Moment des Lesens sich aufbauenden Fantasie der Leserin benötigt Zeit. 1939 schreibt ein 22-jähriger Soldat seiner Hedi nach Saarbrücken etwas knapp: „Ich würde dann wohl dein Gesicht zwischen meine Hände nehmen und dich andächtig küssen (vielleicht auch berauschend) das kommt auf die Laune des Augenblicks an.“ (ZLA 4390, 1939)



Die Fantasieräume intensivieren sich, wenn sie ausführlicher beschrieben und ausgeschmückt werden. Da man sich beim Lesen selber mit in die vorgeführte Fantasie einbaut, entsteht ein Treffen im schriftlichen Text, eine Annäherung an reale Begegnungen, wie diese auch aus dem Internet bekannt sind. Am besten gelingt dies mit einer Ausschmückung eines Szenarios, wie im folgenden Beispiel, in dem ein Pfarrer in Anlehnung an das Hohe Lied formuliert: „Liebes Glasperlchen, jetzt ist es richtig Sommer geworden, und Du kannst durch blühende Wiesen und schattige Wälder spazieren. Ich begleite Dich und verscheuche die Bremsen aus deinem Gesicht. Ich gebe Dir aus dem klaren Bach zu trinken (Apfelsaft) und lege Dich in den Schatten des Holunderbaums, wo es so gut riecht. Mit einem Grashalm kitzle ich Dein Näschen, bis Du niesen musst. Gesundheit, Perlchen! Schade, dass es nirgendwo Löwenzahn-Lichter hat! Ich würde Dich sonst fragen: ‚Tag oder Nacht‘ und bei ‚Nacht‘ Dir alle Lichtlein auf Deine Geissenherde blasen. Doch nun kitzle ich Dich einfach so ein wenig im Genick und träufler Honig auf Deine Rosenbögen.“ (ZLA 1750, 1981, Übersetzung Mundart)

Doch auch mit diesem Mittel kann der Liebesbrief die räumliche Trennung nicht aufheben. Er bleibt immer ein Fragment einer Kommunikation, eine Gabe, ein Geschenk der Person, die ihn verfasst hat. Als Fragment des Liebesdiskurses ist er jedoch auch stets ein Zeichen der Liebe, ein Metazeichen. Gleichzeitig weist er als Monolog der einen Person auf diese eine Person zurück. Damit wird der Liebesbrief zu einem Andenken an die Person, die ihn verfasst hat. Schließlich bilden gemeinsame Briefe für die Korrespondierenden eine Erinnerung an ihre Liebe, ihr gemeinsames Gedächtnis. „Ich versorge alle die lieben Brieflein von Dir und in 10 Jahren, wenn es nötig ist nehmen wir sie wieder hervor und beginnen wieder von vorne.“ (ZLA 1156, 1954)

„Der Liebesbrief als Zeichen des Vergessens“
Gleichzeitig sei der Liebesbrief, wie Roland Barthes es formuliert, stets auch ein Zeichen für das Vergessen. Der Liebesbrief bringe in sehr ambivalenter Weise nicht nur das räumliche Getrennt-Sein, sondern auch die emotionale Distanz zum Ausdruck. In dem Moment der Erinnerung

an die Geliebte, an den Geliebten, ist jeweils ebenso das vor dem Erinnern liegende Vergessen aufgehoben. Erst in den 90er-Jahren wird in einem Brief des ZLA diese Ambivalenz thematisiert: „Wahrlich wunderbar, dass Du nicht bei mir und ich nicht bei Dir bin, ist nicht die Tortur, die ich gefürchtet habe. Du verstehst mich nicht falsch: natürlich vermisse ich Dich unsäglich. Zum Glück aber sind wir hier in Z. zu zweit wie Ihr in M. auch zu zweit seid.“ (ZLA 88, 1996)

Der Liebesbrief als Dokument
Der Liebesbrief kann auch zu einem juristischen Schriftstück werden: dem schriftlichen Heiratsantrag. In diesem Beispiel offenbart der Mann einer jungen Frau nicht nur seine Gefühle, sondern auch seine Heiratsabsichten. Er nennt als Entschuldigung für die schriftliche Form sein Unvermögen, eine Situation zu denken oder gar herbeizuführen, in welcher es möglich würde, sich der Frau von Angesicht zu Angesicht zu eröffnen: „Herrliberg, d. 25. Jan. 1898/ Hochgeehrtestes Fräulein Frieda./ Sehe mich verpflichtet, Ihnen und Ihren werthen Angehörigen/ meinen aufrichtigen Dank auszusprechen, für die freundliche/ Aufnahme am letzten Sonntag



Abend./ Da ich leider keinen Moment finden konnte, um Ihnen ein Paar Worte anzuvertrauen, muss Ihnen offen gestehen, dass mit etwas/ betrübtem Gemüth und Gedanken nach Hause gekommen bin./ Aber wie anders machen? Ich bitte Sie, Fräulein Frieda um Entschuldigung und Nachsicht./ wenn zu einem Mittel greife, das Sie vielleicht befremdet, auf-/ regt und überrascht./ (...Ermuthigt durch Ihre freundliche Zuorkommenheit und Gastfreund-/ schaft, muss auf diesem brieflichen Wege versuchen, Ihnen mein/ Vorhaben, eine Herzensangelegenheit, die wichtigste in meinem/ Leben zu unterbreiten; ich weiss ja nicht, wie sonst Gelegenheit/ finden könnte, mit Ihnen allein einige Worte im Vertrauen zu / reden./ Seit längerer Zeit sind meine Gedanken bei Ihnen, Fräulein Frieda/ gewesen, und glaube ich in Ihnen diejenige Person gefunden zu/ haben, welche die Eigenschaft hat, meinem Charakter und meinem/ Herzen zugethan zu sein. In Ihnen, Frieda, sind diejenigen Hoffnungen verkörpert, welche mich entschlossen haben, Sie an-/ zufragen, ob Sie mir zur Seite stehen, helfen eine Familie zu gründen, Freud und Leid mit mir zu theilen wollen.“
(ZLA 128, 1898)

Die Liebeserklärung, hier in Kombination mit einem Heiratsantrag, wirkt sehr kompliziert und umständlich. Der Brief ist auch von der damaligen bürgerlichen Alltagsschriftlichkeit weit entfernt, er erinnert eher an einen barocken Geschäftsbrief. In papierenem Kanzleistil verwendet der Mann anstelle des Ausdrucks „danken“ das Funktionsverbgefüge „Dank aussprechen“, anstelle von „ich versichere Ihnen“ formuliert er „empfangen Sie (...) meine aufrichtigste Versicherung“. Konsequenterweise wird das Ich weggelassen und die Sätze sind in kompliziertesten Verschachtelungen gebildet. Man liest die vielen Infinitiv- und Passiveinschübe mit einer gewissen Bewunderung für die Artistik, doch nur mühsam kramt man sich den Inhalt und die Argumente aus dem wenig inhaltslogischen Bau der Sätze zusammen. Inmitten dieser Geschäftsschriftlichkeit liegt trotz alledem ein Quäntchen Zärtlichkeit: gerade in der Vorsicht zum Beispiel, mit der er die ganze Sache angeht, in der feinfühligsten Diskretion und Höflichkeit. Sein Unterfangen nennt er die wichtigste „Herzensangelegenheit“ in seinem Leben, und es versteht sich von selbst, dass er darauf hofft, von der Frau eine positive Antwort zu er-

Foto: Brian Hagiwara / Getty Images



halten. Irritierend bleibt jedoch die Perspektive, die der Autor des Briefes einnimmt: Er spricht von sich mit einer Außenperspektive und bezeichnet sich selbst distanziert als „Mann, der“. Kommt aber die Ökonomie ins Spiel, so schreibt er ein selbstsicheres „Ich“: „Ich glaube, dass Ihnen meine Verhältnisse einigermaßen bekannt sein werden, ansonsten ich natürlich zu jeder weiteren Auskunft bereit bin.“ Auch damit wird der geschäftliche Charakter des Briefes und der Eheschließung betont.

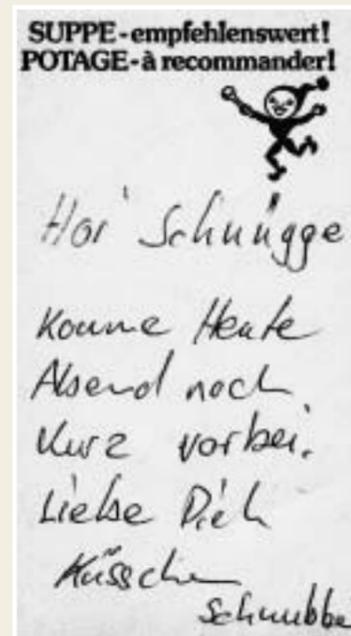
Diskrete Kommunikation

Da ein Brief unbemerkt weitergegeben werden kann, ist Diskretion möglich. Den folgenden Brief – wir schreiben das Jahr 1910 – richtet ein junger Postbeamter an eine Dame, die seine Kundin ist. Die schriftliche Form ist notwendig, weil er sie nicht am Schalter ansprechen und anscheinend auch nicht auf gemeinsame Bekannte zurückgreifen kann. In diesem Konflikt muss der Brief in schicklicher und angemessener Form die Zuneigung des Schreibenden offenbaren, sodass keine Formulierung die Dame von einer – positiven – Antwort abhält. Dies ist ein riskantes Unterfangen, und wenn vorgängige Blickkontakte –

gerade auch dieser eine Blick – nicht gewesen wären, wer weiß, ob sie dann zueinander gefunden hätten. Eine Annäherung in drei Schritten wird inszeniert: Man schaut sich in die Augen, man schreibt einen Brief, und man hat ein Gespräch unter vier Augen, der Anfang einer Liebesbeziehung.

„Enge, 4.9.10. Sehr geehrtes Fräulein! Der treue Blick, den ich heute Nachmittag von Ihnen erhalten habe, hat mich sehr gerührt, wie schade dass Sie schon heimgekehrt sind, hätte gerne einmal einige Worte mit Ihnen gewechselt; Ich habe so oft Gelegenheit Sie zu sehen, aber nie mich Ihnen auszusprechen. In dem Falle, dass sich bei Ihnen die gleichen Gefühle sich bemerkbar machen sollten, wären Sie so freundlich und täten Sie mir berichten, erbitte aber strengste Diskretion da Ehrensache. In der angenehmen Hoffnung, bald etwas Angenehmes zu erfahren grüsst Sie freundlichst. B... Postbeamter. Postb. Enge Bitte schreiben Sie mir unter Chiffre R.f. 20 Poste restante Enge.“ (ZLA 134, 1910)

Mit dem Brief versucht er in Erfahrung zu bringen, ob er bei ihr diejenigen Chancen hat, die er sich auch „ausrechnet“. Er wählt für sein Be-



kenntnis vage, aber diskrete Formulierungen, die er in seiner beruflichen Position kaum hätte direkt formulieren können. Die Sache verträgt keine Öffentlichkeit, weil sie scheitern könnte und weil – auch in der Stadt – ein Gerede droht und der Ruf der Frau gefährdet ist.

Aus einer ganz anderen Position macht 1981 – also 70 Jahre später – ein Jugendlicher einen schriftlichen Annäherungsversuch.

„Salü Jolanda, seit eurem Theater, *Wer bisch du eigetli' war mir klar, ich muss dich kennenlernen. Ich bin der, mit der grünen Jacke und blauem Velo, und fahre jeden Tag auf dem Schulweg an dir vorbei. Falls du dir im klaren bist, schreibe mir. Wir sind Nachbarn. Ich wohne in der S.-Strasse 12, wiesawie vom Rest. K., (der Strasse entlang). Ich bin ein Volksmusik wie Elvis-, Bill Haley-Freund. In 17 Tagen beginne ich in L. die Lehre als ‚Uniformierter Postbeamter‘ also Briefträger. Weiteres bis später. Falls ich mich in unserer Freundschaft geirrt habe, vergiss das ganze gell! Freue mich auf eine Antwort. Freundlichst Werner X.“ (ZLA 4307, 1981)*

Das erwünschte Treffen soll nicht in eine Heirat münden, sondern in ein gegenseitiges Kennenlernen und dann – so hofft der Schreiber – in eine

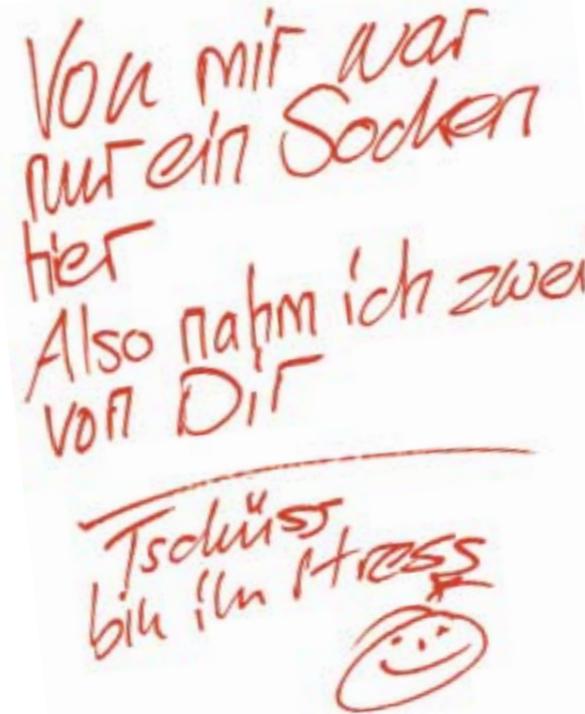
Liebesbeziehung. Mit der Kontaktaufnahme sind also weit weniger Erwartungen und persönliche Risiken verbunden. Sprachlich muss daher kein großer Aufwand betrieben werden, um das Gesicht zu wahren.

Zettelchen

Aber nicht nur an Abwesende, auch an Anwesende werden Liebesbriefe, Zettelchen oder E-Mails geschickt. Diese Form der Schriftlichkeit wird wichtig, wenn eine Person zwar anwesend, aber für ein Gespräch nicht zugänglich ist. Da schreibt ein Mann seiner Lebensgefährtin, die noch schläft, dieses Zettelchen:

„Guten Tag Frau E.-S.

Schau aus dem Fenster: Die Welt ist über Nacht weiss geworden, wie ich es uns gewünscht habe. Toll! Warst Du diese Nacht auch so aufgeregt? Ich konnte gar nicht viel schlafen + musste viel daran denken: Denn nur 1x in meinem Leben wird aus meiner Lebenspartnerin + Freundin auch noch meine Braut + Frau. Ich finde das aufregend und toll + ich liebe Dich total + freu mich auf unsere gemeinsame Zeit bis zur Hochzeit + danach
big love C“ (ZLA 1397, 1994)



Das Zettelchen, das Billett doux, das man jemandem zusteckt, oder moderner noch die E-Mail am Arbeitsplatz schreibt man meist unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Das Schreiben wird zu einem schriftlichen Flüstern. Im Unterschied zum Flüstern jedoch kommuniziert man mit heimlichen Briefen nicht nur „leise“ und ungehört, sondern sogar unbemerkt. Noch ein Grund für die schriftliche Kommunikation in Anwesenheit des Adressaten ist eine emotionale Überforderung durch ein Gespräch. Das Schreiben ist hier ein Ausweg, um die befürchtete Peinlichkeit zu vermeiden. Darum wählen es gerade viele Kinder und Jugendliche als Medium für ihre Liebes- und Flirtkommunikation.

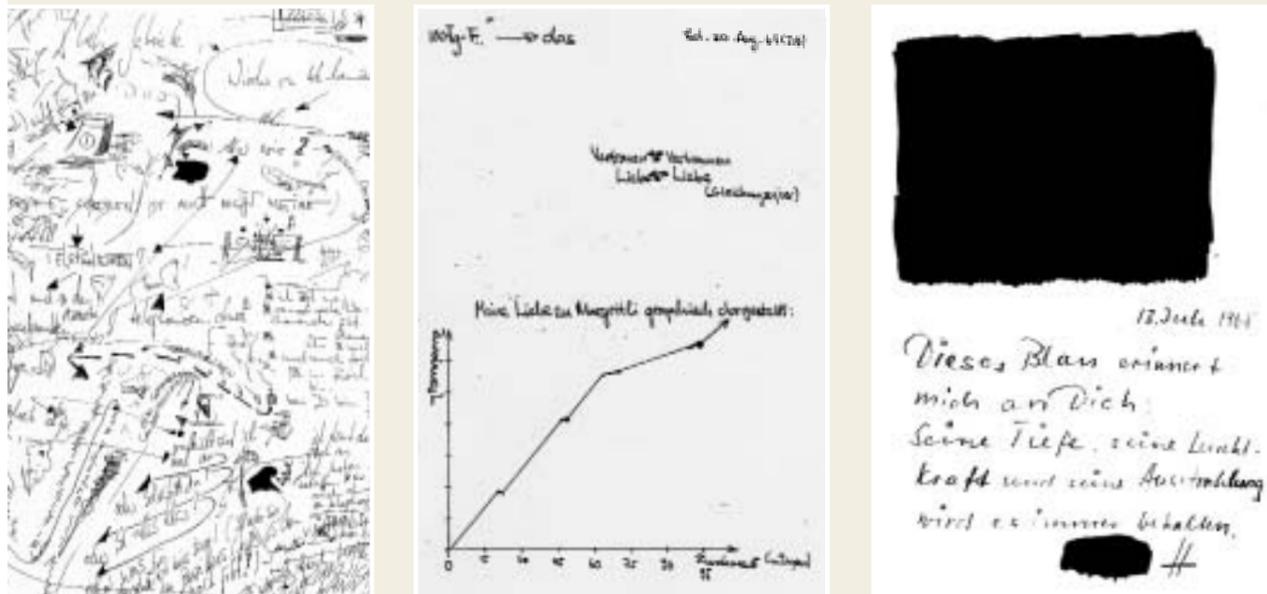
Text und Bild

Zwar verwenden wohlhabende Menschen seit der Jahrhundertwende ihr persönliches Briefpapier und geben damit dem Brief eine persönliche Note, doch eine weiter gehende äußere Gestaltung wird erst in den 30er-Jahren deutlich. Schriften werden zunehmend zu persönlichen Handschriften. Die Briefe sind mehr und mehr in Abschnitte gegliedert, und seit den 40er-Jahren tritt immer häufiger auch visuelles Material zum Text hinzu.



Der Soldat skizziert etwa für die Freundin ein Bild aus einem Traum. In den 50er-Jahren sieht man immer häufiger Liebesbriefe, deren Text von visuellen Zeichen oder von Bildern, Fotos, Zeichnungen begleitet wird – die Texte werden illustriert: Das Geschriebene bildet zwar nach wie vor den Hauptteil; die Skizzen, Portraits, Klebebildchen und Geheimzeichen werden aber in den schriftlichen Text integriert. Seit den 70er-Jahren verwenden auch breite Kreise vorgedrucktes Briefpapier; man erinnerte sich an die als Massenware verbreiteten Motive von „Liebe ist ...“ bis zu „Mordillo“, die heute nicht nur Zeugnisse einer Konsumkultur sind, sondern auch darauf verweisen, dass der Brief und seine Gestaltung sich nicht länger auf die Formulierung des Textes konzentrierte, sondern immer stärker auch zu einer visuellen Gestaltung der brieflichen Oberfläche wurde.

In den 60er-Jahren werden Kombinationen von Schrift und Bild nicht nur häufiger, es lässt sich außerdem eine neue Qualität ausmachen: Die Bilder sind nicht länger Ergänzungen, Beigaben, Dekoration oder Illustration, sondern sie selbst kommunizieren den Sachverhalt. Der Text übernimmt die Funktion der Bildlegende, des Titels,



E-Mail-Symbol in Wachs
Foto: Anthony Marsland/
Getty Images

er zeigt die Leserichtung an oder gibt eine Anleitung zur Bildinterpretation.

So stellt ein Gymnasiast in den 60er-Jahren seine Liebe zu „Margritli“ in Form einer mathematischen Funktion dar. Die Liebe wird als Grafik dargestellt und zeigt in der Steigung die Stärke des Wachstums an. Die Liebe ist so als mathematische Funktion (Fn) formalisiert und wird zu einer visualisierbaren Kurve. Die Kurve der Liebe bewegt sich – hier stellen sich die populären Stereotypen des Liebesdiskurses wieder ein – auf den Koordinaten x = Zeit und y = Zuneigung ins Unendliche.

In Anlehnung an ein Telefongekritzel mit Formularcharakter schreibt und malt ein Mann seinen Liebesbrief voller Ambivalenzen: „Montag, noch nicht fünf vor Zwölf/ Liebe Gabriele, wieder ein Wochenende vorbei. Aber wie? Briefe schreiben ist auch nicht meine Stärke. Telephonieren gehört auch zu den Schwachpunkten ... (wie Du weißt) Telephonieren, dass ich dich mag, es noch viele Wochenenden gibt, an denen ich nicht _ und auch doch _ in Zürich bin ? bei Dir bin?? (...)“ (ZLA 663, 80er-Jahre, im Brief finden sich Rechtecke, die einen Formulartext andeuten und vom Verfasser angekreuzt werden.)

Neue Medien

Steht ein neues Medium zur Verfügung, kommt es bei denjenigen, die einen Zugang zu diesem Medium haben oder finden, zu einer Umverteilung ihrer eigenen privaten und geschäftlichen Kommunikationen. Ein neues Medium verändert Kommunikationsformen und bei längerem Gebrauch auch Kommunikationsgewohnheiten. Damit ist in der Regel ein Sprachwandel, sicher aber ein Sprachgebrauchswandel und nicht zuletzt ein Wandel der Spracheinstellungen zu erwarten. So lautet die Frage: Welche Aspekte des Alten lassen sich in das neue Medium integrieren und welche neuen Formen, Funktionen und Textkonstellationen sind zu beobachten?

Welche Aspekte des Liebesbriefs werden im Medienwechsel verändert?

Liebes-E-Mails

Liebeserklärungen, die per E-Mail verschickt werden, gleichen dem handschriftlichen Liebesbrief. Sie unterscheiden sich jedoch in der Art der Produktion am Bildschirm in



einer Schreibmaske, in den Mutmaßungen der Textproduzenten und -rezipienten über das Lesen der verschickten Post, in der Rezeption der eigenen Post in dem virtuellen Briefkasten, in den Erwartungshaltungen der User bezüglich der Antwortschreiben oder in der Möglichkeit der Kommunikation mit Unbekannten von diesen Liebesbriefen in real life, um nur einige der neuen Parameter zu benennen.

Gerade die Möglichkeit der Kommunikation mit einem Pseudonym schafft neue Liebesbeziehungstypen. Im Internet sind neue Liebesbrieftypen zu finden: auf der einen Seite die Flirtbriefe und auf der anderen Seite die Liebeskorrespondenzen.

Flirtbriefe ahmen mündliche Flirtkommunikation nach. Es ist möglich, auch schriftlich zu flirten. Eine distante, erotische Kommunikation voller Anspielungen und ohne Verbindlichkeit, die Spannungen und Erwartungen aufbaut. Flirtbriefe sind spielerisch flüchtige, momentan minimalistische verbale Treffen ohne klare Zielrichtung (oder mit gut getarnter Zielrichtung).

„dearest romeolino/ wollte dir nur eine versuesste nacht wuenschen / angel“ (ZLA 4889, 1996)

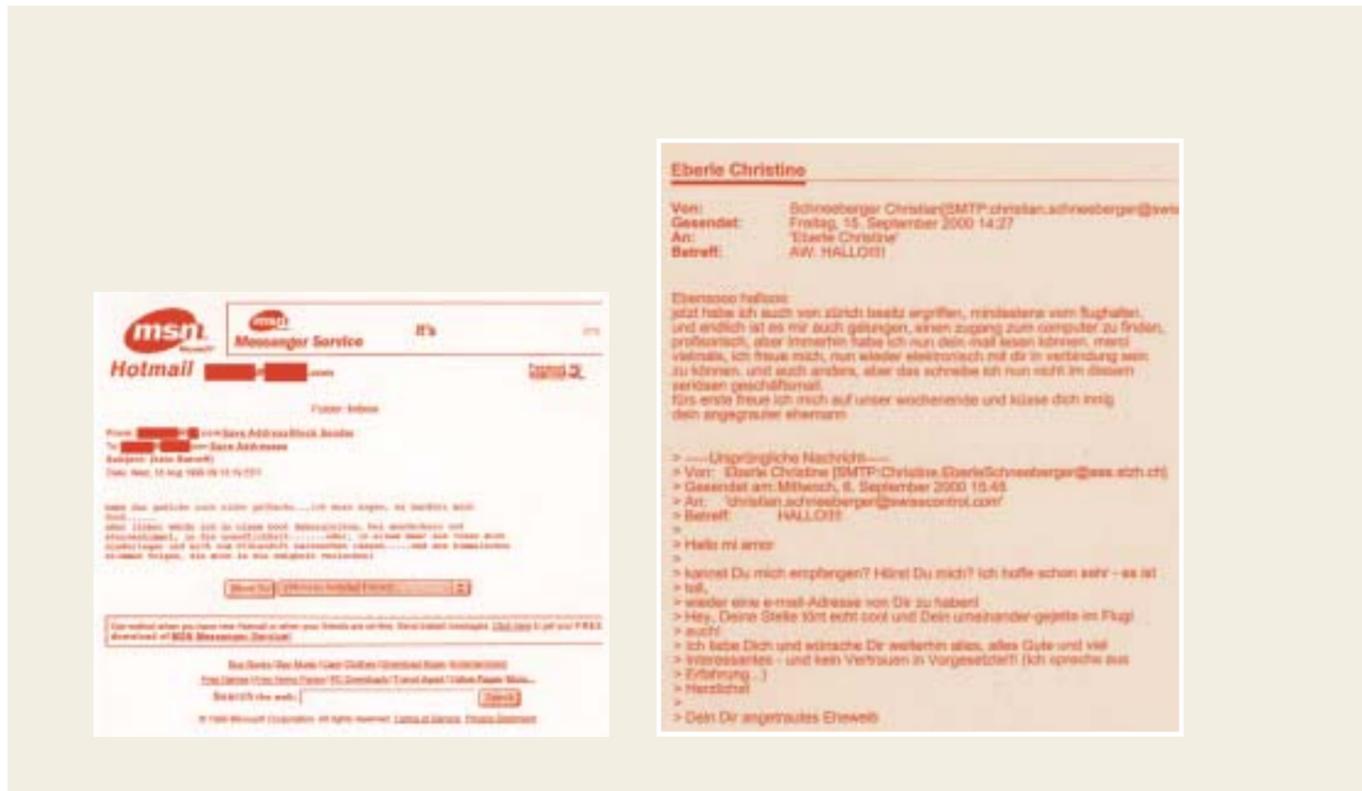
Sie kokettieren mit gespielter Verwirrung, interessanten Anspielungen, rhetorischen Fragen und erotisierenden Nicknames.

In Flirtbriefen versucht man mit kleinen Kommunikationen, ein möglichst hohes Maß an Aufmerksamkeit zu erhalten. Dies gelingt nicht mit expressiven und eindeutigen Liebeserklärungen, sondern mit ambivalenten expressiv-appellativen Texten. Die Wirksamkeit und Eindringlichkeit des Textes steht im Vordergrund, die Adressatenausrichtung ist zentral, aber es wird eben keine Verständlichkeit angestrebt, nicht Klarheit und Deutlichkeit sind das Ziel, sondern sprachliche und persönliche Attraktivität beziehungsweise Interessantheit stehen im Zentrum.

Neben sexuellen Anspielungen trifft man erotische oder romantische Namen, vielsagende Liebesmetaphorik, und zum Zwecke der Selbststilisierung wird der milieuspezifische Wissensvorrat herbeizitiert.

Formal und medial führen spontan verfasste Antworten, kleine Zettelchen, zu der unverbindlichen Leichtigkeit der Kommunikation. Die E-Mail wird in dieser Situation zu einem schriftlich verfassten Beitrag mit hoher Dialogizität und Antwortbereitschaft.





Die Sprechsprachlichkeit wird betont, die Gliederung des Textes wird sekundär, man präferiert eine eher assoziative Themenentwicklung. Anrede und Grußformel sind fakultativ, die knappen Briefchen erscheinen manchmal auch als rätselhafte, kryptische Texte mit stereotypen Versatzstücken des abendländischen Liebesdiskurses. „Habe das gedicht noch nicht gelöscht...ich muss sagen, es berührt mich doch..... aber lieber würde ich in einem boot dahergleitend bei mondschein und sternenhimmel, in die unendlichkeit oder, in einem meer aus rosen mich niederlegen und mich vom blütenduft berauschen lassen und den himmlischen stimmen folgen, die mich in die ewigkeit verlocken“ (ZLA 3976, 1999)

Erstaunlicherweise kommt mit dem Internet das Korrespondieren wieder in Mode. Der Briefwechsel während der Verlobungszeit war eine Praxis, die sich in Anlehnung an die großen Korrespondenzen des 18. Jahrhunderts im 19. Jahrhundert unter bürgerlichen Brautleuten durchsetzt und sich auch im letzten Jahrhundert bei bürgerlichen und in den 50er-Jahren auch bei kleinbürgerlichen Paaren beobachten lässt.

Mit der E-Mail-Korrespondenz wird eine ältere Form der Liebesschriftlichkeit wieder aufgenommen. Dies hängt mit den Funktionen des Korrespondierens zusammen. Korrespondieren ist nicht immer einleitendes Ritual, das eine Beziehung einleiten soll, sondern zweckmäßig, wenn die Beteiligten einander nicht kennen und weit entfernt wohnen. Die Briefe werden für die Beteiligten ein Ort des gegenseitigen Kennenlernens. In den Korrespondenzen tauscht man sich aus, lebt die Liebesbeziehung, schickt sich Küsse und Umarmungen. Es wird über den Alltag berichtet, und in den Erzählungen wird dem anderen die eigene Emotionalität vor Augen geführt. Man erzählt von der Familie und bespricht gemeinsame Pläne. Diese Selbstdarstellungen werden nicht selten ausführlich, der Briefwechsel kann auf mehrere Mails pro Tag ansteigen. Die Intensität des – mitunter auch leidenschaftlichen – Kommunizierens schafft sogar in der Flüchtigkeit des Mediums soziale Nähe, Vertrauen und Intimität. Durch das Korrespondieren bilden sich intensive Beziehungen, die jedoch – wie uns die Sozialpsychologie lehrt – ohne regelmäßige „Reality Checks“ nur ausgesprochen selten den Weg in die Wirklichkeit finden.



Fotos: Bilderberg

Liebes-SMS

Mit dem Short Message Service (SMS) werden alltägliche und poetische Kürzestbotschaften über das Mobilfunknetz geschickt, die eine maximale Länge von 160 Zeichen aufweisen. Man „simst“ zu Zeiten und an Orten, wo man früher zugehört, zugeguckt und nichts getan hätte – im Zug, im Café, im Sitzen, Stehen oder auch im Gehen: „13. 02. 2002 / 08:04:xx / Du bist: meine Zuflucht, mein zu hause, mein tor zur welt, mein rhythmus, meine tränen, mein lachen, mein ein und alles.“

Neben solch poetisch verdichteten SMS liest man an die mündliche Kommunikation erinnerte Vorschläge für ein Treffen, kurze Bestätigungen. Es finden sich kurze Grußbotschaften oder Gute-Nacht-Wünsche, die nun auch auf Distanz möglich werden. Und nicht selten liest man die aus den Poesiealben bekannten althergebrachten, mitunter auch etwas an modernere Zeiten angepasste Sinnsprüche:

„Du bist mein Glück, Du bist mein Stern, auch wenn Du spinnst, ich hab Dich gern.“

„3 Rosen sende ich dir: Die 1. ist fürs Wohlergehen, die 2. fürs Wiedersehen, die 3. aber leise spricht: Ich liebe dich! Vergiss das nicht!“

Tradition

Neben vielen neuen Formen sind im 20. Jahrhundert neue Inhalte zu lesen, es bilden sich neue Funktionen der zwischenmenschlichen Kommunikation. Die SMS-Botschaft wird nicht selten geschickt, um den Kontakt zu halten oder um „das Gespräch“ nicht abbrechen zu lassen. Nicht Form oder Inhalt der SMS sind wichtig, sondern die Tatsache des Kommunizierens selbst. Dabei geraten die kleinen Botschaften mehr und mehr zu Symbolen der Kommunikation, die an den Liebesdiskurs wohl bloß noch erinnern. Mit der Entwicklung der Medien hat sich, ausgehend von der Tradition des handschriftlichen Briefs, die Typologie der Schriftlichkeit entlang von Liebeskommunikations-Funktionen ausdifferenziert. So stehen all die geschilderten Versuche, der Stereotypie des Liebesdiskurses etwas entgegenzusetzen, in einer langen Tradition der Suche nach einer Sprache der Liebe.

Alle Briefe sind aus dem Züricher Liebesbriefarchiv (ZLA)

